

Das Narrativ der krisenhaften Moderne

I

In seinem Artikel zum Lemma ‚Krise‘ in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* führt Reinhart Koselleck einleitend das Bedeutungsspektrum des griechischen Verbs *krinein* vor Augen, von dem sich nicht nur die Krise, sondern auch die Kritik herleitet: „scheiden“, „auswählen“, „beurteilen“, „entscheiden“; [...] „sich messen“, „streiten“, „kämpfen“.¹ Das Wort hat, wie aus dieser Auflistung erhellt, ursprünglich einen stark aktivischen Sinn. Es findet Verwendung auf drei unterschiedlichen, aber miteinander interferierenden Feldern: dem Feld der Politik, des Gerichts – diese forensische Bedeutung wurde dann im Christentum im erweiterten Sinn eines göttlichen Gerichts theologisch-eschatologisch gewendet – und der Medizin.² Auf allen drei Feldern handelt es sich um einen „Verlaufsbegriff“, der „auf eine Entscheidung zuführt. Er indiziert jenen Zeitabschnitt, in dem die Entscheidung fällig, aber noch nicht gefallen ist“³ – eine Entscheidung, wie Koselleck betont, zwischen harten und lebenswichtigen Alternativen: „Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod“.⁴

Über die Brücke der „Corpus- und Organismusmetaphorik“ wurde der medizinische Krisenbegriff im 17. Jahrhundert auch auf den Staatskörper anwendbar und erfuhr dadurch eine Politisierung.⁵ Aber erst seit dem Zeitalter der Französischen Revolution fand das Wort ‚Krise‘ eine breitere Verwendung als sozialdiagnostische Kategorie.⁶ Seine Aufnahme in den alltäglichen Sprachgebrauch geht mit einer signifikanten Akzentverschiebung einher. Koselleck behandelt sie unter dem Stichwort einer „geschichtsphilosophischen Ausweitung“.⁷ Diese Ausweitung, in welcher der Krisenbegriff zwar noch seine theologisch-eschatologische Dringlichkeit bewahrt, sich aber zu einem „posttheologischen“ Konzept wandelt,⁸

¹ Reinhart Koselleck: Art. „Krise“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner u.a., Stuttgart 1982, Bd. 3, S. 617-650.

² Ebd., S. 618ff.

³ Ebd., S. 619.

⁴ Ebd., S. 617.

⁵ Ebd., S. 620.

⁶ Ebd., S. 621.

⁷ Ebd., S. 626.

⁸ Ebd.

verändert den Zeitsinn der Krisenwahrnehmung – genauer das Verhältnis zwischen den beiden grundsätzlichen Möglichkeiten, die sich aus der Logik des Begriffs ergeben:

Entweder gibt die Krise zu erkennen, daß es sich zwar um eine einmalige Situation handelt, daß sie sich aber – wie bei Krankheitsverläufen – grundsätzlich wiederholen könne. Oder die Krise wird in Analogie zum Jüngsten Gericht zwar auch als einmalige, vor allem aber als letzte Entscheidung gedeutet, nach der alles ganz anders sein werde. Zwischen diesen Extremen gibt es eine Fülle von Varianten, in denen sich, logisch einander ausschließend, der strukturell wiederholbare und der absolut einmalige Charakter der Krise gegenseitig einfärben.⁹

Dass die beiden „Argumentationsfiguren der strukturellen Wiederholbarkeit einer Krise sowie der unüberbietbaren Einmaligkeit der bevorstehenden Krise“¹⁰ trotz des Widerspruchs zwischen ihnen miteinander kombiniert werden können, macht den Krisenbegriff praktisch unbegrenzt einsetzbar. Die moderne Formel lautet: Einmaligkeit in Permanenz. Unter den Vorzeichen modernen Geschichtsdenkens wird der Begriff der Krise, wie Koselleck vermerkt, „zur prozessualen Grundbestimmung der geschichtlichen Zeit“ als solcher. Koselleck erhebt den Begriff folgerichtig in den Rang einer „strukturellen Signatur der Neuzeit“, womit er im präziseren Sinn die Moderne seit der von ihm so genannten Sattelzeit meint.¹¹ Beide Komponenten der temporalen Form, die dem Konzept ‚Krise‘ inneohnt, – der kritische Moment, in dem sich das Blatt wenden muss, und die Endzeit der finalen Entscheidung – werden auf Dauer gestellt.

Nimmt man das eschatologische Erbe ernst, mit dem der Krisenbegriff sich durch seine theologische Anverwandlung auflud, dann beschreibt sich die Moderne folglich als eine zum Dauerzustand gewordene Apokalypse. Trägt man dagegen den Abnutzungseffekten eines derart inflationären Wortgebrauches Rechnung, dann vergleichgültigt sich die unterschiedslos auf alle Lebensbereiche ausgeweitete Krisendiagnose. Koselleck macht dafür vor allem die „Medien“ verantwortlich, ohne hier ins Detail zu gehen.¹² „Die alte Kraft des Begriffs, unüberholbare, harte und nicht austauschbare Alternativen zu setzen“, schreibt er mit Blick auf die Gegenwart, „hat sich in die Ungewißheit beliebiger Alternativen verflüchtigt. So mag denn dieser Wortgebrauch selber als ein Symptom einer geschichtlichen ‚Krise‘ gedeutet werden, die sich einer exakten Bestimmung entzieht.“¹³

⁹ Ebd., S. 626f.

¹⁰ Ebd., S. 629.

¹¹ Ebd., S. 627.

¹² Ebd., S. 649.

¹³ Ebd., S. 651.

II

In seiner Oszillation zwischen den Dimensionen des Entscheidens und Erleidens, zwischen diagnostischer Erkenntnis und prozesshaftem Vollzug, Ereignis und Struktur kommt dem modernen Krisenbegriff eine derartige Bandbreite zu, dass ihn allein schon seine semantischen Eigenschaften zu einem potentiellen Allerweltswort prädisponieren. Dank seiner bequemen Unschärfe¹⁴ hat er etwas von dem *locus communis* der rhetorischen Tradition und seinem postmodernen Nachfolger, dem *empty signifier* von Ernesto Laclau¹⁵ – unbestimmte Kategorien, auf die man sich deshalb einigen kann, weil sie kaum eine Bedeutungszuschreibung ausschließen. Schwieriger als diese Feststellung seiner inhärenten Struktur ist die Frage zu beantworten, welche realen Erfahrungen die Verwendung dieses Begriffs nahelegen. „Wenn die Häufigkeit des Wortgebrauches“, schreibt Koselleck lakonisch, „ein Indikator für die Tatsächlichkeit einer Krise ist, könnte die Neuzeit seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ein Zeitalter der Krise genannt werden. Die ‚Weltkrise‘ erfaßt alle Bereiche.“¹⁶

Aber ist das tatsächlich so? Ist „die Häufigkeit des Wortgebrauches ein Indikator für die Tatsächlichkeit einer Krise“? Verlaufen Begriffs- und Erfahrungsgeschichte synchron? Das ist eine folgenschwere Frage, weil von ihrer Beantwortung abhängt, ob man die Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften sozusagen beim Wort nehmen kann, oder in anthropologischem Vokabular: emische Kategorien als etische objektivieren. Folgeschwer auch deshalb, weil eben dies in vielen Fällen bisher unesehen geschieht und weil Theorien der Moderne überhaupt daran krankten, dass sie von modernen Denkern und in der Begrifflichkeit der Moderne verfasst wurden – sich also, wenn man so will, einer *petitio principii* schuldig machen.

Wie kann man dem entgehen? Ich denke nicht, dass es jetzt schon möglich ist, gegenüber der Epoche der Moderne und ihrem selbstgesponnenen Bedeutungsgewebe (im Sinn von Max Webers Definition von Kultur) einen reinen, unabhängigen Außenstandpunkt einzunehmen. Wohl aber ist ein reflexiver und selbstkritischer Umgang mit dem Bild möglich, das moderne Gesellschaften von sich selber zeichnen. Im Übrigen kann man historische Befunde zur Korrektur dieses Bildes heranziehen. Und

¹⁴ Ebd., S. 649. Zur integrativen Funktion unscharfer Begriffe vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M. 2012, S. 171ff. und passim.

¹⁵ „An empty signifier is, strictly speaking, a signifier without a signified. This definition is also, however, the enunciation of a problem. For how would it be possible that a signifier is not attached to any signified and remains, nevertheless, an integral part of a system of signification?“ Ernesto Laclau: *Emancipation(s)*, London/New York 1996, S. 36.

¹⁶ Koselleck: Art. „Krise“, S. 635.

man kann sich dann fragen, in wessen Auge das Bild einer ihrem Wesen nach krisenhaften Moderne entsteht.

Beginnen wir mit den historiographischen Daten. In Studien zur Frühen Neuzeit liest man, dass es um die Mitte des 17. Jahrhunderts „zu einer weitgehend präzedenzlosen Häufung von Revolten und Bürgerkriegen in ganz Europa“ kam.¹⁷ Die zahlreichen, über den gesamten Kontinent verstreuten Konfliktherde legen es nahe, von einer „general crisis“ (Eric Hobsbawm) beziehungsweise einer *mid-17th century crisis* zu sprechen.¹⁸ Allerdings ist dies eine *post-hoc*-Kennzeichnung – der Begriff der Krise selbst war ja damals, Kosellecks Angaben zufolge, noch nicht in aller Munde. Er kommt vielmehr erst im 19. Jahrhundert in breiten Gebrauch, in einer historischen Periode, die zwar einerseits durch den Strukturbruch vom dominant agrarischen zum industriellen Gesellschaftstypus gekennzeichnet ist, andererseits aber durch eine ganze Reihe von Stabilisierungen, auf die zurückzukommen sein wird. Ist nun das 19. Jahrhundert krisenhafter als das europaweit von inneren Kriegen geschüttelte 17. Jahrhundert? Oder was macht sonst den Unterschied aus, der dazu geführt hat, dass in der kulturellen Semantik seit den Zeiten der Französischen Revolution der Begriff der Krise so dominant geworden ist?

In seinem Frühwerk *Kritik und Krise* hat Koselleck eine Antwort auf diese Frage nahegelegt. Dort heißt es:

Es liegt im Wesen einer Krise, daß eine Entscheidung fällig ist, aber noch nicht gefallen. Und es gehört ebenso zur Krise, daß offenbleibt, welche Entscheidung fällt. Die allgemeine Unsicherheit in einer kritischen Situation ist also durchzogen von der einen Gewißheit, daß – unbestimmt wann, aber doch bestimmt, unsicher wie, aber doch sicher – ein Ende des kritischen Zustandes bevorsteht. Die mögliche Lösung bleibt ungewiß, das Ende selbst aber, ein Umschlag der bestehenden Verhältnisse – drohend und befürchtet oder hoffnungsfroh herbeigewünscht – ist den Menschen gewiß. Die Krise beschwört die Frage an die geschichtliche Zukunft.¹⁹

Im weiteren Rahmen von Kosellecks eigener Geschichtstheorie lässt sich diese kurze Passage folgendermaßen rekontextualisieren: In der Sattelzeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts treten Erfahrungsraum und Erwar-

¹⁷ Malte Griesse: *Frühneuzeitliche Revolten als Kommunikationsereignisse. Die Krise des 17. Jahrhunderts als Produkt der Medienrevolution*, Habilitationsschrift, Typskript, Konstanz 2015, S. 7.

¹⁸ Eric Hobsbawm: „The General Crisis of the European Economy in the 17th Century I“, in: *Past and Present* 5 (1954), S. 33-53; ders.: „The General Crisis of the European Economy in the 17th Century II“, in: *Past and Present* 6 (1954), S. 44-65; Geoffrey Parker: *The General Crisis of the Seventeenth Century*, 2. Aufl., London 1997. Diese Angaben verdanke ich Malte Griesses noch unveröffentlichter Habilitationsschrift. Dort finden sich auch weitere Literaturhinweise.

¹⁹ Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1989 [1959], S. 105.

tungshorizont auseinander,²⁰ Menschen erleben sich fortan als in die Zukunftsoffenheit geschichtlicher Vorgänge gestellt, die weder absehbar noch festgelegt sind; in wachsendem Maß hängt der Lauf der Welt davon ab, wie die Menschen selbst ihn gestalten. Deshalb kommt der Seite der *Entscheidung* ein neues Gewicht zu, und es wäre dann das Bedeutungsfeld des griechischen Verbs *krinein* im Sinne von „auswählen“, „beurteilen“, „entscheiden“; [...] „sich messen“, „streiten“, „kämpfen“²¹ als Matrix der folgenden begrifflichen Entwicklung, das den Begriff der Krise in der Moderne geschichtsphilosophisch und sozialdiagnostisch so brauchbar gemacht hat. Allerdings muss sogleich hinzugefügt werden, dass Krisenerfahrungen sich ja nicht um die verfügbaren Elemente historischen Handelns, sondern um das dadurch zum Vorschein kommende *Unverfügbare* konfigurieren.

III

Wenn eine Krise sich, so oder so, durch die *Offenheit* einer zur Entscheidung stehenden Alternative auszeichnet, dann überschneidet sich ihr Begriff mit einer anderen in Modernetheorien zentralen Vokabel, nämlich *Kontingenz*. Und insoweit sich Begriffe häufig als miniaturisierte Erzählungen ausdeuten lassen – als Erzählkerne, die in ein einzelnes Wort zusammengedrängt sind –, kann man auch mit Blick auf die Kontingenz von einer Formel moderner, in diesem Fall allerdings weitgehend auf den akademischen Diskurs beschränkter, Selbsterzählungen sprechen.

Es lohnt sich, einige Überlegungen zum ‚Narrativ der Kontingenz‘ einzuschieben, um von da aus auf den Topos der krisenhaften Moderne zurückzukommen. Unter führenden Theoretikern der Moderne beziehungsweise Postmoderne gilt es als ausgemacht, dass ihre Epoche sich durch die Erfahrung und das Bewusstsein von Kontingenz auszeichnet. Hans Blumenberg zufolge eignet der europäischen Neuzeit überhaupt eine „Kontingenzkultur“, weil es ihre Prämisse darstellt, „daß nicht sein muß, was ist“.²² Niklas Luhmann rückt den Begriff ins Zentrum seiner Theorie moderner Gesellschaften. Kontingenz ist nach seiner auf Aristoteles zurückgreifenden Definition

etwas, was weder notwendig noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phanta-

²⁰ Vgl. Kosellecks Kapitel zu diesen Begriffen in: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1989, S. 349-375.

²¹ Koselleck: Art. „Krise“, S. 617.

²² Hans Blumenberg: *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt a.M. 1987, S. 57ff.

siertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen.²³

Bei beiden Autoren, denen sich zahllose andere hinzufügen ließen, ist der Befund von Kontingenz mit einer Epochendiagnose verbunden, in die zugleich bestimmte Prämissen Eingang finden: dass nämlich das Bewusstsein von Kontingenz etwas spezifisch Modernes sei, und zwar weil sich der Grad und die Reichweite von Kontingenzerfahrungen im Prozess der Moderne *gesteigert* hätten. Darin ist impliziert, dass frühere Epochen diesem Problem im geringeren Maß ausgesetzt gewesen sein müssen. Besagter Begriff trägt also eine zeitliche Spannung in sich, die auf seinen im Kern narrativen Charakter hindeutet. Er zählt zu der Reihe von Selbstbeschreibungsformeln der (europäischen beziehungsweise westlichen) Moderne, die sich letztlich auf ein geschichtsphilosophisches Modell stützen, demzufolge die Moderne eine Epoche verlorener Stabilitäten und Gewissheiten ist. Insoweit gehört der Begriff der Kontingenz in den Bannkreis einer sentimentalischen Selbstwahrnehmung der Modernen, mit der ich mich andernorts näher beschäftigt habe.²⁴ Was das Phänomen der Steigerung oder Radikalisierung angeht, das hierbei immer mitgedacht ist, so ist ihm noch das Attribut ‚kontinuierlich‘ hinzuzufügen. Sehr häufig wird das in Form von Proportionalitäten ausgedrückt: Je fortgeschrittener moderne Gesellschaften sind, desto stärker sind sie arbeitsteilig organisiert, sozial und in den Produktionsprozessen ausdifferenziert, individualisiert, lebensweltlich atomisiert und was dergleichen Zuschreibungen mehr sind; und als desto unübersichtlicher, riskanter, kontingenter und eben krisenhafter erscheint in ihnen die Welt.

IV

Als Grundmuster dieses Epochennarrativs kann demnach gelten: *Der Prozess der Moderne geht mit einer kontinuierlichen Steigerung von Kontingenz einher* (wobei die Postmoderne noch einmal eine Steigerungsfigur gegenüber der Moderne darstellt). In meiner Analyse möchte ich gewissermaßen von außen nach innen fortschreiten und mich erst dem Attribut des Kontinuierlichen, dann der Figur der Steigerung und zuletzt dem Begriff der Kontingenz als solchem zuwenden.

Zunächst ein im engeren Sinn literaturwissenschaftliches Argument. In der Geschichte der deutschen und europäischen Literatur, die ich ungefähr überblicke, das heißt vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, hat vor allem das Barock eine ausgeprägte Theorie und Poetik der Kontingenz hervorgebracht. Die barocke Figur der Fortuna ist ja nichts anderes als die Göt-

tin der Kontingenz, und Gryphius' oder Lohensteins Meditationen über die Welt als Spiel – ersterer vor allem in den Gedichten, letzterer in der späteren Vorrede zu dem Trauerspiel *Sophonisbe* – lassen sich gut unter das heute so beliebte Stichwort der Kontingenzbewältigung subsumieren. In einem noch schärferen Sinn aber bieten die barocken Trauerspiele selbst Analysen von politischen Verhaltensweisen unter Bedingungen extremer Kontingenz. Was zumal Lohensteins Dramatik später so in Misskredit brachte,²⁵ nämlich die oft forciert scheinende Jähigkeit der Umschwünge in den Konflikten zwischen den Protagonisten und deren sprachlich exzessive Gestaltung, dient genau diesem analytischen Zweck. Wenn erst die eine Seite triumphiert, in der nächsten Szene die andere, wenn der eben Gefangene plötzlich wieder als Herrscher im Besitz seiner Machtmittel erscheint oder umgekehrt ein eben noch großmächtiger Akteur sich seinem Überwinder zu beugen hat, dann müssen alle beteiligten Parteien gleichsam aus dem Stand die ihnen in der gewandelten Situation zukommende Rolle neu justieren. Das erfordert sowohl eine hochentwickelte Verhaltenskunst als auch ein großes Maß an rhetorischem Vermögen, weil in der barocken Sprachwelt der zu wählende Redestil unmittelbar von der hierarchischen Position abhängig ist, so dass sich mit jeder neuen Situation die gesamte kommunikative Matrix verändert. Hier wird also Kontingenz in Reinform exerziert – um den Preis einer Unübersichtlichkeit der Handlungsabläufe und Unstetheit der Charaktere, die schon der nächsten, unter den Vorzeichen der Frühaufklärung stehenden Generation nicht mehr zu vermitteln war. Gemessen an dem barocken Quiproquo, dem scharfen Wechsel von Hoheit und Demut, Sieges-trunkenheit und märtyrerhafter Todesbereitschaft bewegt sich die Dramatik des 18. und 19. Jahrhunderts in sehr viel ruhigeren Bahnen. Es ist auch nicht so, wie oft behauptet wurde, dass die Kontingenz des diesseitigen Geschehens im Barock von einer providentiellen Zuversicht umrahmt und neutralisiert würde;²⁶ das gilt jedenfalls nicht für die heillose Welt der Trauerspiele und schon gar nicht für den Wahrnehmungskreis ihrer Akteure.²⁷

²⁵ So in Breitingers berühmter Invektive gegen Lohenstein, dessen Trauerspiele bei ihm „Frost und Eckel“ erzeugten. Johann Jacob Breiting: *Critische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse*, Faksimile-Neudruck nach der Ausgabe von 1740, hrsg. von Manfred Windfuhr, Stuttgart 1967, S. 221.

²⁶ Einschlägig hierzu: Werner Frick: *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1988.

²⁷ Vgl. Albrecht Koschorke: „Das Problem der souveränen Entscheidung im barocken Trauerspiel“, in: Cornelia Vismann, Thomas Weitin (Hrsg.): *Urteilen/ Entscheiden*, München 2006, S. 175-195; ders.: „Märtyrer/Tyrann“, in: Nicola Kaminski, Robert Schütze (Hrsg.): *Gryphius-Handbuch*, Berlin 2016, S. 655-667.

²³ Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1987, S. 152.

²⁴ Vgl. Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, S. 256-266.

Literarhistorisch wird man hier also keineswegs von einem Prozess kontinuierlicher Kontingenzsteigerung sprechen können. Es verhält sich genau umgekehrt: Gegenüber den exzessiven Machtspielen am barocken Fürstenhof, wie sie die Trauerspiele aus jener Zeit vor Augen führen, ist die Dramendichtung der folgenden Epochen sowohl hinsichtlich der Subjektkonstitution als auch der Plotstruktur durch ein weit höheres Maß an Gerechtigkeit und Erwartungssicherheit gekennzeichnet, auch wenn daraus dann die Unausweichlichkeit tragischer Situationen hervorgehen kann. Man könnte sich sogar zu der Behauptung versteigen, dass die Dichtungen des 19. und 20. Jahrhunderts eher dem Impuls einer *Flucht aus der Normalität des Erwartbaren* gehorchen, als dass sie sich, wie im Trauerspiel des Barock – und übrigens genauso im Schelmenroman, einer anderen epochentypischen Gattung –, mit den Launen des Glücks, dem unberechenbaren Wechselspiel der Zufälle abgeben müssen.

Wenn es in der Literatur vor allem Gattungs- und Formkonventionen sind, die den Umfang darstellbarer Kontingenzen in Grenzen halten, so entspricht dem in der sozialen Realität eine Zunahme an institutioneller Stabilisierung. Die Haupt- und Staatsaktionen des Barockdramas spielten sich unter den Vorzeichen eines permanenten Ausnahmezustandes ab, die für die bürgerliche Welt seit der Aufklärung in dieser Form nicht mehr gelten. Von einer *kontinuierlichen Steigerung* des Kontingenzbewusstseins im Prozess der Moderne kann also keine Rede sein. Wie sieht es dann mit der *Steigerung* überhaupt aus? In welchem Licht erscheint diese Diagnose, wenn man sie lebensweltlich konkretisiert? Ist es nicht realistischer anzunehmen, dass die Lebensverhältnisse der Vormoderne in einer viel radikaleren Weise Kontingenzzumutungen mit sich brachten? Das vormoderne Leben mag in seinem Zuschnitt für den allergrößten Teil der Bevölkerung, vor allem der breiten Masse der unter eintönig-kargen Bedingungen dahinlebenden landwirtschaftlichen Produzenten, von bedrückender Gleichförmigkeit gewesen sein. Es war aber in einem Ausmaß von Unsicherheiten und Gefahren beherrscht, derer erst die Moderne Herr wurde. An dieser Stelle wäre ein riesiges Arsenal moderner Errungenschaften aufzuführen: die allmähliche Herausbildung eines staatlichen, auch in die Fläche wirkenden Gewaltmonopols, das den Einzelnen, zumindest in Friedenszeiten, vor willkürlichen Übergriffen jeder Art schützt; der Prozess der Verrechtlichung, der im Europa der Frühen Neuzeit einsetzt; der Ausbau der Verkehrswege und anderer Infrastrukturen; die Fortschritte der Medizin; die Entwicklung der Technik, die zwar neue, von Menschen zu verantwortende Risiken mit sich bringt (das ist in den vergangenen Jahrzehnten zu einem vorherrschenden Thema geworden), aber andererseits auf historisch präzedenzlose Weise sichere Lebensverhältnisse schafft. Diese Liste ließe sich fast beliebig verlängern, bis hin zu konkreten Erfindungen wie dem Blitzableiter, der den

Unwettern ihren Schrecken nahm, oder zu institutionellen Entwicklungen, wie sie François Ewald eindrücklich beschrieben hat: dem „Vorsorgestaat“ und der „Versicherungsgesellschaft“²⁸ – letztere eine Art Zwillingsschwester der „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck.²⁹

Lebenspraktisch, so darf man resümieren, waren die Vormodernen viel eher als die Modernen der permanenten Möglichkeit ausgesetzt, dass statt des erwarteten Ereignisses auch ein anderes, in der Mehrzahl der Fälle schlimmeres eintreten konnte, während Planungssicherheit selbst bei äußerst komplexen Vorgängen ein exklusiv modernes Phänomen ist. Sollte sich tatsächlich die Moderne durch ein gesteigertes Kontingenzbewusstsein auszeichnen, so würde dies die Frage aufwerfen, wie sich hier Alltag und Selbstwahrnehmung, Praxis und kulturelle Semantik zueinander verhalten. Was bedeutet es, wenn Angehörige moderner funktionierender Sozialstaaten, die ein Leben mit großen Sicherheiten genießen, von sich selbst glauben, mehr als alle Menschen vor ihnen oder jenseits des *cordon sanitaire* der Moderne der Kontingenz gesellschaftlicher Entwicklungen ausgeliefert zu sein?

V

Es ist nun an der Zeit, den Begriff der Kontingenz genauer zu fassen. Eine sehr nützliche Handreichung bietet ein Artikel von Michael Makropoulos, der die betreffende Topik in hinreichender Breite ausbuchstabiert.³⁰ Makropoulos setzt Kontingenz von bloßem Zufall ab und bindet sie an die Sphäre des menschlichen Handelns und Entscheidens. Im Bereich offener Möglichkeiten, in dem folglich immer auch anderes möglich wäre, bewegt sich derjenige, der eine Auswahl zu treffen hat. Kontingenz ist demnach eine Folge von Handlungsmacht; sie bezeichnet das Dilemma, entscheiden zu müssen, ohne diese Entscheidung in letzter Instanz rechtfertigen zu können und ohne ihre Folgen zu überblicken – oder noch einmal anders formuliert: Sie bezeichnet die Notwendigkeit zu nicht abgesichertem Entscheiden.³¹ In der Antike, so führt Makropoulos unter Berufung auf die praktische Philosophie des Aristoteles aus, wurde allein der Bereich

²⁸ François Ewald: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a.M. 1993; Ders.: „Die Versicherungsgesellschaft“, URL: http://www.kj.nomos.de/fileadmin/kj/doc/1989/19894Ewald_S_385.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016].

²⁹ Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986.

³⁰ Michael Makropoulos: „Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne (2004)“, URL: www.michael-makropoulos.de/Kontingenz.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016]. Dieser Aufsatz fasst Befunde aus Makropoulos' einschlägiger Monographie *Modernität und Kontingenz*, München 1997, zusammen.

³¹ Ebd., S. 3f.

des Politischen und Sozialen als Sphäre menschlicher Handlungen angesehen, während die Welt als ganze ontologisch sozusagen fest verankert war und insofern keinen Möglichkeitshorizont bildete. Diese Beschränkung habe sich in der Neuzeit aufgelöst, mit der Folge, dass am Ende die als gültig angesehene Realität selbst kontingent werde – veränderbar und deshalb auch anders möglich. Die neuzeitliche „Erweiterung des menschlichen Handlungsbereichs“ bedeute einerseits den „Gewinn neuer Möglichkeiten menschlicher Freiheit“, andererseits „bodenlose Unsicherheit, weil der Bereich, in dem die Dinge auch anders sein können – so oder so – keine definitive Grenze mehr“ habe.³² Sie sei also in tiefster Weise ambivalent, und genau in dieser Ambivalenz bestehe die Grundbefindlichkeit der Moderne.

Es bedarf noch einer zusätzlichen Bestimmung, um das Bild zu vervollständigen. Dass die Menschheit die Überwindung ihrer ursprünglichen Ohnmacht mit so gemischten Gefühlen betrachtet, erscheint ja zunächst als kontraevident und erklärt sich erst, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in der Rückschau des hier rekonstruierten genealogischen Mythos der Moderne auch die Ohnmacht eine doppelte Färbung erhält. Sie ist nicht nur als Zustand der Beschränkung, sondern auch der Geborgenheit konnotiert – Geborgenheit im festen Weltbild der antiken Kosmologie oder der transzendent „garantierten Realität“ des Mittelalters, wie Makropoulos in Anlehnung an Hans Blumenberg schreibt, einer „garantierten Realität“, die am Ausgang des Mittelalters einen „Ordnungsschwund“ erlitten habe.³³ Die alteuropäische Ordnung, sekundiert Bernhard Waldenfels, sei „vorgegeben und fest in den Dingen selbst verankert“ gewesen.³⁴ In dieser Reihe darf Georg Lukács nicht fehlen, der in seiner Theorie des Romans die europäische Neuzeit bekanntlich als ein „Zeitalter“ gekennzeichnet hat, „für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist“.³⁵ Makropoulos selbst fügt eine Variante dieses Topos hinzu, wenn er von dem „Zerfall transzendent garantierter Ordnung im Gefolge der religiösen Bürgerkriege“ spricht.³⁶

Zwei Dinge sind in diesem Zusammenhang zu bemerken. Erstens die auffällig unbestimmten Zeitangaben, nach denen sich der Ordnungsverlust zugetragen haben soll. Nimmt man weitere einschlägige Äußerungen hinzu, erstreckt sich der Zeitkorridor des Verlusts vom späten Mittelalter

³² Ebd., S. 6.

³³ Ebd., S. 8.

³⁴ Bernhard Waldenfels: „Das Geregelt und das Ungebärdige“, in: ders.: *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt a.M. 1985, S. 79-93, hier S. 80. Zitiert nach Makropoulos: „Kontingenz“, S. 9.

³⁵ Georg Lukács: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen großer Epik*, Darmstadt/Neuwied 1971 [1920], S. 47. Hier zitiert nach Makropoulos: „Kontingenz“, S. 11.

³⁶ Ebd., S. 13.

bis zur Sprach- und Wirklichkeitskrise um 1900.³⁷ Zweitens die Bandbreite der in Anspruch genommenen Referenzstabilisatoren. In der Antike sind offenbar die Kosmologen für die Festigkeit der Welt zuständig gewesen; im Mittelalter geht diese Funktion an die Theologen über, denn wem sonst sollte die Aufgabe zufallen, die transzendent, das heißt durch göttliches Wirken, „garantierte Realität“ in für den Menschenverstand fassliche Begriffe zu übersetzen? Bezugspunkte sind also einmal die Philosophien der Antike, ein anderes Mal die klerikalen *ordo*-Modelle des Mittelalters. Mit den europäischen Religionskriegen wird die Verbürgung der Weltordnung ein politisches, bei Lukács ein ästhetisch-literarisches Problem. In der modernen Soziologie dagegen wird mit dem Befund einer gesteigerten Kontingenz der Moderne zumeist eine sozialstrukturelle Bestimmung verbunden; bei Niklas Luhmann etwa ist sie Folge zunehmender funktionaler Ausdifferenzierung, hat also systemische Gründe.³⁸

Das Kontingenz-Narrativ, wie ich es nennen möchte, wird mithin auf der Grundlage einer schiefen Asymmetrie konstruiert: An seinem Moderne-Pol gibt es sich als soziologische Analyse, aber am Gegenpol der Vormoderne beruht es auf Quellen ganz anderer Art. Denn die Rede von der verlorenen Ordnung ist nur triftig unter Bezug auf metaphysisch-theologische Weltbeschreibungsformen und -kategorien. Dadurch erhält auch der Begriff der Kontingenz selbst eine letztlich theologische Note. Eingebettet in einen großen geschichtsphilosophischen Erzählbogen – der auch dort wirksam ist, wo man ihn nicht mehr breit ausbuchstabiert –, partizipiert er am *grand récit* vom Orientierungsverlust der Moderne.

Wenn man dagegen die sozialstrukturellen Gegebenheiten vormoderner Gesellschaften in gleicher Weise analysiert, wie man dies im Hinblick auf moderne Gesellschaften tut, wenn man also dem inzwischen in der Ethnologie etablierten Symmetriegebot folgt, entsteht ein vollkommen anderes Bild. Wir wissen ja, wie gering der Grad an sozialer Integration aufs Ganze gesehen unter vormodernen Lebensbedingungen war, so dass man noch kaum von *Gesellschaften* sprechen kann, sondern es eher mit zerstreuten, nur lose verknüpften *Sozialitäten* zu tun hat. Wir wissen auch, wie wenig belastbare institutionelle Garantien es gab, sodass die Wahrnehmung sozialer Chancen wesentlich auf klientelären Gunstbeziehungen und anderen Formen persönlicher Abhängigkeit beruhte, die ihrer Natur nach labil sind und ständig neu austariert werden müssen. Das

³⁷ Eingehender hierzu: Albrecht Koschorke: „Säkularisierung“ und ‚Wiederkehr der Religion‘. Zu zwei Narrativen der europäischen Moderne“, in: Ulrich Willems u.a. (Hrsg.): *Moderne und Religion. Kontroversen um Modernität und Säkularisierung*, Bielefeld 2013, S. 237-260.

³⁸ Die soziologische Systemtheorie periodisiert die Weltgeschichte bekanntlich durch drei Modi gesellschaftlicher Differenzierung (segmentär, stratifikatorisch, funktional) und sieht moderne Gesellschaften als vorrangig funktional differenziert an.

Fehlen eines staatlichen Gewaltmonopols bedingt überdies eine hohe, wengleich zumeist nur lokal wirksame, Gewaltintensität. Wo *institutionelle* Rahmungen nur schwach ausgeprägt oder faktisch wirkungslos sind, kommt der *situativen* Bewältigung von Interessengegensätzen umso mehr Gewicht zu. Je größer aber die Abhängigkeit einer Sozialordnung von situativen Regelungen ist, desto größer ist ihre faktische Kontingenz.

Kontingenz kommt in solchen situativen Aushandlungsprozessen auch noch auf eine andere Weise ins Spiel, nämlich als Argument. Gern wird dem Begriff der Kontingenz ja derjenige der Providenz gegenübergestellt und der Eindruck erweckt, es handle sich zwischen beiden um eine umgekehrt proportionale Beziehung: Je stärker die providentielle Verankerung dessen, was geschieht, desto geringer das Leiden an Kontingenz. Aber erstens läuft man mit dieser Gleichung Gefahr, einen Fatalismus, wie er leicht erklärlich unter Bedingungen vormoderner Ohnmachtserfahrungen entsteht, zu einem Sehnsuchtsbild des Beheimatetsein in der Welt hochzustilisieren. Und zweitens ist es in einer gegebenen Situation eine durchaus kontrovers zu verhandelnde Frage, ob ein Ereignis zufällig und damit in sozialer Hinsicht insignifikant oder aber Teilmoment einer providentiellen Weltordnung ist – als Wille der Götter, als Eingriff dämonischer Mächte, als Strafe für schuldhaftes Verhalten, Verlotterung der Sitten oder was auch immer. Dispute dieses Typs haben in der Antike genauso stattgefunden wie im Mittelalter. Typischerweise steht dann der Partei, die sich ein Deutungsmonopol über ein Ereignis anzueignen versucht, indem sie es mit einer providentiellen Lesart versieht, eine andere Partei gegenüber, die dem Ereignis einen anderen Sinn zuspricht oder überhaupt jeglichen höheren Sinn in Zweifel zieht. Noch der Katastrophendiskurs der Moderne ist von einem solchen Widerstreit zwischen Providenz- und Kontingenzargumenten geprägt, die sich hier also als *situative Variablen*, nicht als geschichtsphilosophische Großkategorien erweisen. Ein schönes Beispiel ist das berühmte Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755, das, anders als die Sage geht, keineswegs die gläubige Zuversicht in eine providentielle Ordnung in ihren Grundfesten erschütterte, sondern von Anfang an Streitobjekt zwischen verschiedenen, schon längst etablierten Denkrichtungen war. Voltaire rannte mit seinem *Candide* offene Türen ein und legte eine schon zu seiner Zeit vorgestrige Debatte wieder auf.³⁹ Viel genauer legt Kleists literarische Verarbeitung im *Erdbeben von Chili* offen, wie stark die Interpretation solcher Ereignisse von Deutungs- und Machtinteressen abhängig ist.

VI

Was hat all dies nun mit dem Begriff und Erzählformat ‚Krise‘ zu tun? Es besteht eine logische wie inhaltliche Verwandtschaft zwischen ‚Krise‘ und ‚Kontingenz‘, und zwar über das verbindende Motiv einer unter ungewissen Umständen zu treffenden Entscheidung; überdies hat der Begriff der Kontingenz den Vorzug, vielleicht aufgrund seiner wissenschaftlichen Sperrigkeit, weniger verwaschen und deshalb genauer analysierbar zu sein. Man könnte versucht sein, die *Schicksalssemantik* als vorherrschende Kontingenzbewältigungsstrategie vormoderner Gesellschaften anzusehen – wahlweise durch Ergebenheit in den Lauf der Welt oder Hadern damit, dass sich diese und nicht eine andere Möglichkeit realisiert hat. Im Gegensatz dazu wäre die eher aktivische *Krisensemantik*, in der die Option einer Bemeisterung des die Krise auslösenden Problems stets mitthematisiert ist, kennzeichnend für die moderne Zuversicht, die Welt umgestalten zu können. Aber auch hier ist wieder Vorsicht vor schematischen früher/später-Unterscheidungen geboten. Weder der Glaube an Gottes Fügung noch die Klage über das Schicksal hat vormoderne Menschen daran gehindert, im Rahmen des Möglichen ihre Ziele aktiv zu verfolgen; und umgekehrt werden Krisenerfahrungen im modernen Sinn ja gerade dadurch ausgelöst, dass der menschliche Selbstbestimmungswille, wie schon erwähnt, auf etwas ihm Unverfügbares trifft (oder nicht intendierte Folgen zeitigt, die ihm als Unverfügbares im Weg stehen).

Auf jeden Fall sollte deutlich sein, dass man bei der Rekonstruktion der Verwendung solcher Kategorien den sozialen und diskursiven Ort ihrer Anwender nicht außer Acht lassen darf. Was das Narrativ der krisenhaften Moderne angeht, so lässt sich die Relativität der Position derjenigen, die davon Gebrauch machen, auf drei verschiedenen Ebenen bestimmen:

1) Es ist in vielen Fällen eine Frage der aktuell eingenommenen Perspektive, was als ‚Krise‘ und was als ‚Normalität‘ gerahmt werden soll. Nehmen wir das aktuelle Beispiel der sogenannten Flüchtlingskrise, so wird darunter in erster Linie die Überforderung der Ankunftslander bei der Aufnahme und Versorgung von Migranten verstanden. Aus Sicht der Migranten selbst und zum Teil auch aus Sicht der sich auflösenden beziehungsweise repressiven staatlichen Gebilde, aus denen sie kommen, ist aber das, was hierzulande als ‚Krise‘ erscheint, eher Teil der Lösung als des Problems. Die Rede von der Krise erweist sich so als Element innerhalb einer *sedentären* Grammatik, das heißt einer *Sprachordnung der Sesshaften*. Es ist das plötzlich nahegerückte Unglück mitsamt den Spuren der Gewalt, die es an sich trägt, das eine Krisenwahrnehmung auslöst. ‚Krise‘ ist hier der Name für einen kollektiven Abwehrreflex.

2) Auf einer allgemeineren Ebene lässt sich festhalten, dass Krisendiagnosen vor dem Hintergrund von Erwartungen gestellt werden, die

³⁹ Vgl. Gerhard Lauer: „Das Erdbeben von Lissabon. Ereignis, Wahrnehmung und Deutung im Zeitalter der Aufklärung“, zitiert nach dem Goethezeitportal, URL: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/lauer_lissabon.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016].

durch *relative* *Sekurität* und den Gedanken der *Planbarkeit* sozialer Prozesse bestimmt sind – mit anderen Worten: durch ein zunächst aufklärerisches, später in Beerbung des Aufklärungsdispositivs modernisierungstheoretisches Verständnis von menschlicher Geschichte. Allerdings werden diese Erwartungen als solche innerhalb der jeweiligen Ausgestaltung des Krisennarrativs kaum je vollständig artikuliert. Auf diese Weise entstehen gewissermaßen halbierte Erzählungen, die die Aufmerksamkeit vor allem auf das Instabile, im Umbruch Befindliche und auf einen Wendepunkt Zutreibende richten und dabei die Stabilität der Voraussetzungen, von denen sie ausgehen, außer Betracht lassen. Pointierter ausgedrückt: Das ‚Unbewusste‘ der Krise ist der *Normalismus*, von dem aus sie überhaupt erst als solche erscheint.

3) Hierin scheint mir generell der Hauptgrund dafür zu liegen, dass die Selbstporträts moderner Gesellschaften weniger von ihren Stabilisierungsleistungen als von ihrem Krisenmodus Zeugnis ablegen. Tatsächlich wird unter dem Vorzeichen der ‚Krise‘ ja nicht nur die Frage verhandelt, ob die Dinge einen anderen Lauf nehmen als erwartbar und geplant – mithin die Frage der Kontingenz –, sondern auch, ob sich unvorhergesehene Komplikationen in das Dispositiv der Planung zurückholen lassen. Insofern tritt in Krisen die Moderne in eine Art Metakommunikation darüber ein, wie modern sie tatsächlich ist, wenn man als Maßstab das um 1800 formulierte Ideal der Autonomie des seine Geschichte und Kultur selbstbewusst gestaltenden Menschen ansetzt.

Es sei noch ein letzter Punkt angefügt, der die in immer neuen Varianten erzählte Geschichte von der krisenhaften Moderne in besonderer Weise charakterisiert. Auf seine Grundform gebracht, hat das Narrativ der Krise ja eine sehr simple Dreischrittstruktur und erfüllt damit die Minimaldefinition einer Erzählsequenz: Zustand A – Übergang – Zustand B. Sieht man die Mittelphase als ‚Krise‘ an, dann ist damit auch eine normative Implikation verbunden, wie sie klassisch in einer Sentenz Goethes zum Ausdruck kommt: „Alle Übergänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit?“⁴⁰ Hier wird noch einmal der medizinische Wortgebrauch aufgerufen, womit zugleich gesagt ist, dass am Ausgang einer glücklich überstandenen Krisis die Heilung steht. Die Verlaufsform der Krise, daran wird man durch solche Verwendungen des Ausdrucks noch einmal erinnert, beruht auf einer antithetischen Struktur: als Phase der Entscheidung zwischen „Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod“.⁴¹ In der verallgemeinerten, mehr oder minder chronisch gewordenen Krisenerfahrung unserer Tage jedoch ist die gute, richtige Seite der Alternative nur noch schwach artikuliert. ‚Krisenhaft‘ ist die situative Abweichung von einer Norm, die als solche nicht benannt und auch nicht

ausdrücklich bejaht wird. Kaum jemand würde von einem „gesunden“ Zustand der Welt nach einer überstandenen Krise sprechen, und dasselbe gilt für die anderen Bedeutungsfelder: für das Rechte und Richtige gemäß der juristischen beziehungsweise für das Heil gemäß der eschatologischen Bedeutungslinie. Von diesem positiv-normativen Vokabular machen politische Redner allenfalls zu Zwecken der Dramatisierung Gebrauch. Demgegenüber endet im allgemeineren Sprachgebrauch eine Krisensituation dann, wenn die Lage sich irgendwie beruhigt hat und keine alarmierte Aufmerksamkeit mehr auf sich zieht.

Vielleicht kommt darin ein genereller Skeptizismus der Modernen gegenüber pathetischen Werturteilen zum Ausdruck. Symptomatisch ist diese Asymmetrie allemal. Ihre schwache und weitgehend implizite Normativität macht Krisendiagnosen bequem. Sie erlauben es, kritisch zu sein, ohne die Gegenseite zum kritischen beziehungsweise kritisierten Zustand klar benennen zu müssen. Sie erzählen von der Sehnsucht der Modernen nach Stabilität, aber lassen das Objekt der Sehnsucht im Ungefähren. Ihrer inneren Logik nach ist deshalb die Erzählung von der krisenhaften Moderne eine unvollständige, nicht zum Abschluss gebrachte Erzählung.

VII

Ein kurzes *Résumé*. Die Befragung der Annahme, dass die Moderne eine krisenhafte, permanent am Wendepunkt von Entscheidungen stehende, insofern durch gesteigerte Kontingenz charakterisierte Epoche sei, hat mich zur Diskussion eines noch grundsätzlicheren Problems geführt: Wie verhält sich überhaupt die Eigenwahrnehmung von Gesellschaften zu ihren sozialstrukturellen Gegebenheiten – vorausgesetzt, dass letztere von außen einsichtig und hinreichend objektiv zu erfassen sind? Existiert eine geregelte Korrelation, und wie sieht sie aus? Landläufig wird zwischen beiden so etwas wie eine ungefähre Isomorphie angenommen: Aus der Einheit der Erzählung wird auf die Einheit der Welt geschlossen, die sich in ihr repräsentiert. An dieser Annahme hängen gravierende geschichtsphilosophische Konsequenzen, vor allem im Hinblick auf das Selbstbild der Moderne. Ihr ist die zumindest im europäischen Denken tief verankerte sentimentalische Grundprägung der Moderne anzulasten – die Vorstellung, einer verlorenen Ganzheit der Welt nachtrauern zu müssen, die den menschlichen Lebenszusammenhang in eine stabile metaphysische Ordnung einzubetten und normativ zu sichern vermochte. Dieses Verlustgefühl ist schon im 18. Jahrhundert gegenwärtig, als kulturkritische Kehrseite der aufklärerischen Selbstermächtigung des Menschen, und aktualisiert sich stets von neuem in der Rückschau späterer auf frühere

⁴⁰ Zitiert nach Koselleck: Art. „Krise“, S. 624.

⁴¹ Ebd., S. 617.

Etappen im Prozess gesellschaftlicher Modernisierung.⁴² Ganze Ontologien sind darauf gegründet, indem sie vergessen machen, dass das Verlorene zunächst einmal nur eine Gegebenheit im Reich dominanter kultureller Semantiken, nicht der faktisch ermittelbaren sozialen Verhältnisse ist.

Natürlich ist nicht zu bestreiten, dass es Krisenherde in der Welt gibt – jeder Tag führt sie uns von neuem in ihrer ganzen Entsetzlichkeit vor Augen. Es geht mir in keiner Weise darum, ein naives oder unangemessen optimistisches Bild der Weltlage zu zeichnen. Meine Ausgangsfrage war, ob der intensiviertere Krisendiskurs der Moderne sozusagen eins zu eins als Ausdruck einer höheren Krisenanfälligkeit moderner Gesellschaften interpretiert werden kann. Daran möchte ich Zweifel anmelden und den Verdacht äußern, dass derartige Behauptungen von einer modernozentrisch verzerrten Perspektive herrühren. Es mag sein, dass sich moderne Gesellschaften durch eine größere innere Dynamik auszeichnen – auch wenn die Vormoderne bei weitem nicht so statisch war, wie sie in ihrer Alterisierung durch moderne Beobachter erscheint. Dass moderne Gesellschaften ihre eigene Dynamik aber vor allem im Modus der Krisenwahrnehmung beobachten, hat nach meiner Auffassung eher einen semantischen als einen in der Sache liegenden und als Faktum verifizierbaren Grund. Es ist eines von vielen Symptomen für die tiefe Gespaltenheit einer Epoche, die sich selbst suspekt ist, die aber als normatives Gegenmodell nur eine vage Nostalgie in Bezug auf ‚früher‘ angeblich stabilere Lebensverhältnisse mit sich führt.

Literatur

- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986.
- Blumenberg, Hans: *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt a.M. 1987.
- Ewald, François: „Die Versicherungs-Gesellschaft“, URL: http://www.kj.nomos.de/fileadmin/kj/doc/1989/19894Ewald_S_385.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016].
- Ewald, François: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a.M. 1993.
- Frick, Werner: *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1988.
- Griesse, Malte: *Frühneuzeitliche Revolten als Kommunikationsereignisse. Die Krise des 17. Jahrhunderts als Produkt der Medienrevolution*, Habilitationsschrift, Typoskript, Konstanz 2015.

- Hobsbawm, Eric: „The General Crisis of the European Economy in the 17th Century I“, in: *Past and Present* 5 (1954), S. 33-53.
- Hobsbawm, Eric: „The General Crisis of the European Economy in the 17th Century II“, in: *Past and Present* 6 (1954), S. 44-65.
- Koschorke, Albrecht: „Das Problem der souveränen Entscheidung im barocken Trauerspiel“, in: Cornelia Vismann, Thomas Weitin (Hrsg.): *Urteilen/Entscheiden*, München 2006, S. 175-195.
- Koschorke, Albrecht: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M. 2012.
- Koschorke, Albrecht: „‚Säkularisierung‘ und ‚Wiederkehr der Religion‘. Zu zwei Narrativen der europäischen Moderne“, in: Ulrich Willems u.a. (Hrsg.): *Moderne und Religion. Kontroversen um Modernität und Säkularisierung*, Bielefeld 2013, S. 237-260.
- Koschorke, Albrecht: „Märtyrer/Tyrann“, in: Nicola Kaminski, Robert Schütze (Hrsg.): *Gryphius-Handbuch*, Berlin 2016.
- Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1989.
- Koselleck, Reinhart: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1989 [1959].
- Koselleck, Reinhart: Art. „Krise“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner u.a., Stuttgart 1982, Bd. 3, S. 617-650.
- Laclau, Ernesto: *Emancipation(s)*, London/New York 1996.
- Lauer, Gerhard: „Das Erdbeben von Lissabon. Ereignis, Wahrnehmung und Deutung im Zeitalter der Aufklärung“, zitiert nach dem Goethezeitportal, URL: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/lauer_lissabon.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016].
- Lukács, Georg: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen großer Epik*, Darmstadt/Neuwied 1971 [1920].
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1987.
- Makropoulos, Michael: *Modernität und Kontingenz*, München 1997.
- Makropoulos, Michael: „Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne“ (2004), URL: www.michael-makropoulos.de/Kontingenz.pdf [letzter Aufruf am 28.09.2016].
- Parker, Geoffrey: *The General Crisis of the Seventeenth Century*, 2. Aufl., London 1997.
- Waldenfels, Bernhard: „Das Geregelte und das Ungebärdige“, in: ders., *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt a.M. 1985, S. 79-93.

⁴² Zum sentimentalischen Grundmuster moderner Selbsterzählungen vgl. Koschorke: „Säkularisierung‘ und ‚Wiederkehr der Religion“.